

Ross Macdonald
Mutter und Tochter

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Karsten Singelmann

Mit einem Nachwort von
Donna Leon

Diogenes

Titel der 1961 bei Alfred A. Knopf, New York,
erschienenen Originalausgabe:
›The Wycherly Woman‹
Copyright © 1961 by Ross Macdonald
Copyright renewed 1989
by The Margaret Millar Survivor's Trust

Das Nachwort von Donna Leon
eigens für diese Ausgabe
Diese Übersetzung wurde gefördert
durch ein Übersetzerstipendium
des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur
Covermotiv: Foto von Nadine Rovner
Copyright © Nadine Rovner / Gallery Stock

Für Dorothy Olding

Neuübersetzung
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
30/18/852/1
ISBN 978 3 257 30073 4

Von der Passhöhe aus bietet sich das ganze Tal dem Auge dar. An einem klaren Morgen, wenn es sich in leuchtenden Farben unter dem weißen Himmelszelt erstreckt, während im Hintergrund zu beiden Seiten die Berge aufragen, könnte man es für das Gelobte Land halten.

Für ein paar wenige ist es das vielleicht auch. Aber auf jede klimatisierte Ranch mit Swimmingpool und privater Landebahn kommen Dutzende von Wellblechhütten und kaputten Wohnwagen, in denen die Wanderarbeiter hausen, die hier gestrandet sind. Und sobald man das bewässerte Gelände verlässt, trifft man auf graue Wüste, in der nichts und niemand lebt. Hier wachsen nur Bohrtürme, ein abstrakter Wald, der keinen Schatten wirft. Die Pumpenköpfe gehen auf und nieder wie die Köpfe von aufgezogenen Spielzeugtieren.

Meadow Farms lag am Rand dieser reichen und hässlichen Wüste. Aus der Ferne wirkte es wie jede andere gottverlassene Talsiedlung, vor die kahle Bergkette hingeworfen und mit Alkalistaub verziert. Als ich aber an dem Ortsschild vorbeifuhr, das begeistert die »am schnellsten wachsende Stadt im Tal« ankündigte, zeigten sich einige Unterschiede. Die Hauptstraße war sauber und frisch asphaltiert, die Häuser daran meist neu und solide oder noch im Bau. Die

Menschen auf den Gehsteigen machten einen geschäftigen, wohlhabenden Eindruck.

Ich fuhr auf eine Tankstelle in der Innenstadt, um eine Auskunft einzuholen. Sowie der ledergesichtige Angestellte mein Auto betankt hatte, fragte ich ihn nach dem Weg zu Homer Wycherlys Haus. Er zeigte die Hauptstraße hinunter zum Stadtrand, wo Öltanks in der Sonne glänzten wie Silberbarren: »Immer weiter geradeaus, gar nicht zu verfehlen. Es ist das große Steinhaus am Hang. Wie ich höre, ist Mr. Wycherly erst gestern Abend zurückgekehrt.«

»Von wo zurückgekehrt?«

»Er hat so eine Luxuskreuzfahrt in die Südsee und nach Australien gemacht. War über zwei Monate unterwegs. Ich für mein Teil hab als Marinesoldat genug von der Südsee gesehen. Sind Sie 'n Freund von ihm?«

»Bin ihm noch nie begegnet.«

»Ich kenne ihn gut, kannte auch schon seinen alten Herrn.« Kurz musterte er mich und dann mein Auto. Es war nicht das neueste Modell, genauso wenig wie ich. »Wenn Sie Vertreter sind, verschwenden Sie Ihre Zeit nicht mit Mr. Wycherly. Dem kann man so leicht nichts verkaufen.«

»Vielleicht kaufe ich etwas von ihm.«

Der Mann grinste. »Das haben Sie schon. Diese Tankstelle vertreibt Benzin von Wycherly. Das macht dann vier vierzig.«

Ich zahlte und fuhr aus der Stadt hinaus, vorbei an den Silbertanks und einer Entschwefelungsanlage, aus deren Disneyland-Türmen ein leiser Geruch nach faulen Eiern strömte. Das Haus stand hoch über der Straße am Ende einer privaten Serpentinenzufahrt. Mit seiner gemauerten

Fassade wirkte es abweisend wie eine Burg, die die umliegende Landschaft beherrschen soll. Von der altmodischen Veranda hatte man einen Ausblick hinunter in die Stadt und durch das Tal.

Ein stattlicher Mann mit gewelltem Haar und rundem Bauch öffnete mir die Tür. Die Haare waren für sein Alter zu gleichmäßig braun – wahrscheinlich gefärbt. Er besaß eine kräftige Nase, ein weiches Kinn und einen Mund, der von beidem etwas hatte. Die überm Bauch zugeknöpfte Tweedkleidung sah nach Importware aus. Der verdrießliche Gesichtsausdruck stammte aus einheimischer Produktion.

»Ich bin Homer Wycherly. Sie müssen Mr. Archer sein.«

Was ich bestätigen konnte. Seine Miene änderte sich nicht wesentlich, nur einige zusätzliche Falten entstanden um Augen und Mund. Es war das Lächeln eines Mannes, der Zuneigung sucht und nicht immer findet.

»Sie haben nicht lange gebraucht von Los Angeles. Ich hätte Sie nicht so früh erwartet.«

»Ich bin vor Tagesanbruch losgefahren. Sie sagten am Telefon, die Angelegenheit sei dringend.«

»Das ist sie allerdings. Aber kommen Sie doch herein.« Er führte mich durch einen düsteren Flur an alten Rotwildköpfen entlang ins Wohnzimmer, während sich ein Schwall von Entschuldigungen über mich ergoss: »Kann Ihnen leider so gut wie gar nichts anbieten. Habe das Haus eben erst wieder aufgemacht, es sind noch keine Bediensteten da. Eigentlich hatte ich gar nicht herkommen wollen. Ich wollte nur nachsehen, ob Phoebe vielleicht nach Hause zurückgekehrt ist.« Er schniefte. »Aber das ist sie nicht.«

Das Wohnzimmer verströmte die Muffigkeit eines vikto-

rianischen Salons. Ein Teil der Möbel war abgedeckt, und die schweren Vorhänge ließen das Morgenlicht nicht herein. Wycherly schaltete ein Deckenlicht an, begutachtete das Ergebnis mit Missfallen und ging zu den Fenstern. Ich war erschrocken, wie heftig er an den Zugschnüren riss. Als wollte er eine Katze erhängen.

Sonnenlicht machte sich breit, bis zu einem kleinen Bild an der Wand über dem Marmorkamin. Ganz aus Klecksen und rohen Farbspritzern zusammengesetzt, war es eins dieser Gemälde, bei denen ich nie sicher bin, ob sie besonders modern sind oder besonders altmodisch. Wycherly starrte auf das Bild, als wäre es ein Rorschachtest, bei dem er versagt hatte.

»Eins der Werke meiner Frau.« Halblaut fügte er hinzu: »Ich werde es abhängen lassen.«

»Ist es Ihre Frau, die vermisst wird?«

»Um Himmels willen, nein. Es geht um Phoebe. Meine einzige Tochter. Setzen Sie sich doch, Mr. Archer, ich will versuchen, Ihnen die Lage zu erklären.« Er ließ sich auf einem Sessel nieder und wies mir einen anderen zu. »Gestern bei meiner Rückkehr – ich war außer Landes gewesen, auf einer Kreuzfahrt –, gestern habe ich erfahren, dass Phoebe schon im November ihr Studium abgebrochen hat. Niemand scheint sie seitdem gesehen zu haben. Natürlich bin ich krank vor Sorge.«

»Auf welchem College war sie?«

»Boulder Beach. Sie müssen sie mir wiederbringen, Mr. Archer. Ein Mädchen in diesem zarten Alter, behütet aufgewachsen –«

»Wie alt ist sie?«

»Einundzwanzig, aber noch völlig unschuldig.«

»Hat sie das vorher schon mal gemacht – weggehen, ohne Ihnen Bescheid zu sagen?«

»Nie. Phoebe hat sich immer einwandfrei benommen. Natürlich hatte sie auch ihre Probleme, aber zwischen ihr und mir hat es nie welche gegeben. Sie hat sich mir immer anvertraut. Wir verstehen uns großartig.«

»Mit wem hatte sie Probleme?«

»Ihrer Mutter.« Er schielte zu dem Rorschachgemälde über dem Kaminsims. Seine Mundwinkel zogen sich nach unten. »Aber mit diesem Thema wollen wir uns nicht befassen.«

»Ich würde mich gern mit Phoebes Mutter unterhalten, falls sie verfügbar ist.«

»Ist sie nicht«, sagte er kategorisch. »Ich weiß nicht, wo Catherine sich aufhält, und offen gestanden ist es mir auch egal. Sie und ich haben im letzten Frühjahr beschlossen, getrennte Wege zu gehen. Die schmutzigen Details brauchen uns hier nicht zu interessieren. Unsere Scheidung hat mit Phoebes Verschwinden nichts zu tun.«

»Es ist nicht denkbar, dass sie bei ihrer Mutter ist?«

»Nein. Nachdem Catherine sich derart unmöglich aufgeführt hat –« Den Rest des Satzes verschluckte er. Ich wartete, aber er sprach nicht weiter.

»Seit wann genau wurde Phoebe nicht mehr gesehen? Heute haben wir den 8. Januar. Sie sagten, sie habe das College im November verlassen. Wann im November?«

»Anfang November. Es ist mir nicht gelungen, das Datum näher zu bestimmen. Das ist Ihre Aufgabe. Immerhin konnte ich gestern Abend noch mit Phoebes Zimmergenos-

sin – ihrer Ex-Zimmergenossin – telefonieren. Aber die ist furchtbar begriffsstutzig.«

»Zwei Monate sind eine lange Zeit«, sagte ich. »Ist dies Ihr erster Versuch, Ihre Tochter ausfindig zu machen?«

»Es ist nicht meine Schuld. Ich bin nicht dafür verantwortlich.« Er wollte aufspringen, schien sich gegen magnetische Kraftlinien aufzubäumen, die ihn in einem unsichtbaren Netz gefangen hielten. Wie ein Tier im Käfig, das sich an die freie Wildbahn erinnert, begann er, auf und ab zu laufen.

»Verstehen Sie doch, ich war außer Landes. Bis gestern hatte ich überhaupt keine Ahnung. Ich bin durch den Pazifik gekreuzt, während sich hinter meinem Rücken Gott weiß was abspielte.«

»Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?«

»An dem Tag, als ich in See stach. Sie kam nach San Francisco, um mir Bon Voyage zu wünschen. Wenn ich mich auf die Aussage ihrer Zimmergenossin verlassen kann, ist sie danach nicht mehr nach Boulder Beach zurückgekehrt.« Plötzlich blieb er stehen und betrachtete mich mit umwölkter Stirn. »Ich bin furchtbar in Sorge, dass ihr etwas zugestoßen ist. Und ich mache mir Vorwürfe«, fügte er hinzu. »Es ist im Grunde meine Schuld. Ich habe ausschließlich an mich gedacht, als ich diese Kreuzfahrt angetreten habe. Ich wollte einfach diese elenden Familienprobleme hinter mir lassen. In der Stunde ihrer Not habe ich Phoebe im Stich gelassen.«

Wann immer er ihren Namen aussprach, schien er im Sumpf seiner Gefühle zu versinken. Ich versuchte mich an einer Trockenlegung: »Ich glaube, Sie sehen die Sache etwas zu melodramatisch. Wenn ein Mädchen verschwindet,

dann meist aus einem guten Grund. Jahr für Jahr verlassen Tausende junger Frauen ihre Familien, gehen vom College ab oder werfen ihren Job hin –«

»Ohne jemandem Bescheid zu sagen?«

»Genau. Außerdem waren Sie ohnehin nicht im Lande. Womöglich hat sie ja versucht, Sie zu kontaktieren.«

»In einem Notfall hätte sie mich immer erreichen können.«

»Aber vielleicht lag in den Augen Ihrer Tochter kein Notfall vor.«

»Wollen wir hoffen, dass es so ist.« Er sank in den Sessel zurück, als hätten seine Gefühlsaufwallungen ihn erschöpft. »Aber was für einen Grund soll sie gehabt haben, einfach wegzugehen? Ein Mädchen wie sie, dem alle Möglichkeiten offenstanden?«

»Chancen ergreift man, wo sie sich bieten.« Mein Blick schweifte durch das wie von allem Leben verlassene Zimmer und dann aus dem Fenster, hinter dem die kleine Stadt und das weite, leere Tal lagen. »War Phoebe zu Hause glücklich?«

Ausweichend sagte er: »Sie war in den letzten Jahren nicht oft hier. Im Sommer sind wir immer nach Tahoe gefahren, und den Rest des Jahres war sie natürlich auf dem College.«

»Wie ist sie dort zurechtgekommen?«

»Wohl ganz gut, soviel ich weiß. Im letzten Jahr hatte sie ein paar Probleme mit dem Studium, aber die konnten behoben werden.«

»Erzählen Sie.«

»Sie musste Stanford verlassen. Also, rausgeflogen in dem Sinne ist sie nicht, aber man gab uns zu verstehen, dass sie

an einem weniger wettbewerbsorientierten College besser aufgehoben wäre. Deswegen ist sie im letzten Herbst nach Boulder Beach gewechselt. Ich war darüber nicht so glücklich, zumal Stanford meine Alma Mater ist.«

»Wie hat Ihre Tochter die Sache aufgenommen?«

»Phoebe schien sehr angetan von dem Wechsel. Offenbar hat sie in der neuen Umgebung gleich einen Freund gefunden.«

»Wie heißt der Freund?«

»Sie nannte ihn Bobby, glaube ich. Ich bin kein Spezialist, was die weibliche Psyche anbelangt, aber meinem Eindruck nach war sie ziemlich verknallt in den Jungen.«

»Ein Kommilitone?«

»Ja. Ich weiß sonst nichts über ihn, aber ich war nicht unfroh über die Nachricht. In der Vergangenheit hat sie sich nie viel aus Jungen gemacht.«

Das kann ein harter Aufprall sein, dachte ich, wenn Mädchen sich mit einundzwanzig zum ersten Mal in die Liebe stürzen. »Ist sie attraktiv?«

»Würde ich schon sagen. Natürlich bin ich als Vater voreingenommen. Aber sehen Sie doch selbst.«

Er zog eine Krokodillederbrieftasche hervor und klappte sie auf. Phoebe blickte mir durch eine durchsichtige Plastikhülle entgegen. Attraktiv war sie, aber nicht auf gewöhnliche Weise. Sie hatte eine wilde hellbraune Mähne, und ihre Augen leuchteten wie große blaue Lampen. Ihr breiter, gerader Mund drückte eine Leidenschaft aus, die wie nach innen gewandt schien. Sie wirkte wie eins dieser empfindsamen Mädchen, die sich zu einer reifen Schönheit entwickeln können oder zu einer alten Jungfer. Falls sie sich überhaupt entwickeln.

»Kann ich dieses Bild haben?«

»Nein«, sagte ihr Vater rundheraus. »Das ist das beste, das ich von ihr habe. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen einige von den anderen überlassen.«

»Die werde ich wohl brauchen.«

»Am besten suche ich sie gleich heraus, bevor wir es vergessen.«

Ohne ein weiteres Wort verließ er das Zimmer. Ich hörte ihn mit großen Schritten die Treppe hinaufsteigen, dann im ersten Stock rumoren. Irgendetwas krachte zu Boden, dass die Decke zitterte.

Mir war nicht wohl mit Wycherly. Er war ein Gentleman alter Schule, sofern es so etwas in den sechziger Jahren noch geben konnte, aber es war ein Ungestüm in ihm, das immer wieder hervorbrach. Er polterte die Treppe herunter und warf die Tür auf, dass sie gegen die Wand schlug. Sein Gesicht war feuerrot gefleckt.

»Dieses verfluchte Weib, sie hat alle meine Fotos mitgenommen. Kein einziges Bild von Phoebe hat sie mir gelassen.«

»Wer?«

»Meine Frau. Exfrau.«

»Dann muss ihr das Mädchen ja wohl doch am Herzen liegen.«

»Glauben Sie das nicht. Catherine war nie das, was man eine aufopfernde Mutter nennt. Sie hat die Bilder an sich genommen, weil sie weiß, dass sie mir lieb und teuer sind.«

»Wann hat sie sie an sich genommen?«

»Als sie nach Reno gegangen ist, nehme ich an. Das war im letzten April. Seither habe ich sie nur ein einziges Mal

gesehen. Sie hat sich den Staub von Meadow Farms von den Füßen geschüttelt –«

»Ist sie immer noch in Reno?«

»Nein. Dort war sie nur, um sich ihre kostbare Scheidung zu besorgen. Ich glaube, sie lebt irgendwo in der San Francisco Bay Area. Keine Ahnung, wo genau.«

»Irgendeine Vorstellung müssen Sie doch haben. Zahlen Sie ihr keinen Unterhalt?«

»Das wird von den Anwälten geregelt.«

»Gut, dann nennen Sie mir einen Anwalt, der ihre Adresse kennt.«

»Das werde ich nicht tun.« Er blies mir seinen Atem entgegen wie ein Stier oder zumindest ein wohlgenährter alter Ochse. »Versuchen Sie gar nicht erst, mit Mrs. Wycherly in Kontakt zu treten. Sie würde nur Verwirrung stiften, würde Ihnen einen völlig falschen Eindruck von Phoebe vermitteln. Und von mir sowieso. Catherine hat eine giftige Zunge.« Seine elastischen Lippen wölbten sich, als kaute er auf einigen Wörtern herum. Nach seinem Gesichtsausdruck zu urteilen, schmeckten sie bitter. »Sie hat ganz schreckliche Dinge gesagt.«

»Wann war das?«

»An dem Tag, als mein Schiff auslief. Sie kam an Bord, hat sich Zutritt zu meiner Kabine erzwungen und ist auf mich losgegangen. Ich musste sie fortschaffen lassen.«

»Auf Sie losgegangen?«

»Mit Worten. Höchst unfairen Worten. Sie beschuldigte mich, sie völlig mittellos dastehen zu lassen. In Wirklichkeit war ich ihr gegenüber äußerst großzügig – eine Abfindung von hunderttausend Dollar und reichlich Alimente.«

»Die Scheidung war im April, sagten Sie?«

»Rechtsgültig wurde sie Ende Mai.«

»Hatte Phoebe seit der Scheidung Kontakt mit ihrer Mutter?«

»Auf keinen Fall. Phoebe war der Ansicht, dass Catherine großes Unrecht an uns beiden begangen hätte.«

»Die Scheidung war also Catherines Idee?«

»Ganz und gar. Sie hasste mich. Sie hasste Meadow Farms. Nicht einmal die eigene Tochter hat ihr etwas bedeutet. Ich weiß ganz sicher, dass die beiden sich nicht mehr begegnet sind, nachdem Catherine von hier weggezogen ist, außer bei dem hässlichen Vorfall in meiner Kabine.«

»Phoebe war zur selben Zeit auf dem Schiff wie ihre Mutter?«

»Leider ja.«

»Warum ›leider‹?«

»Phoebe war verständlicherweise schockiert und entsetzt, wie meine Frau da vom Leder gezogen hat. Natürlich hat sie nach besten Kräften versucht, sie zu beruhigen. Sie war äußerst nett zu ihr, fand ich. Netter, als Catherine es verdient hatte«, fügte er kleinlich hinzu.

»Haben sie das Schiff gemeinsam verlassen?«

»Ganz bestimmt nicht. Ich habe sie nicht weggehen sehen – ich war, offen gestanden, etwas angeschlagen nach Catherines Überfall und habe mich nicht mehr aus der Kabine hinausgewagt. Aber es ist unvorstellbar, dass Phoebe mit ihrer Mutter gegangen sein könnte. Ganz unvorstellbar.«

»Hatte Phoebe eigene finanzielle Mittel? Könnte sie ein Flugzeug oder einen Zug bestiegen haben?«

»Ja, könnte sie. Tatsächlich habe ich ihr genau an dem Tag

eine größere Summe übergeben.« In rechtfertigendem Ton fuhr er fort: »Ihre Ausgaben fürs Studium waren höher, als sie erwartet hatte. Sie musste sich ein Auto kaufen, was ein erhebliches Loch in ihre Kasse gerissen hat. Ich habe ihr noch einmal tausend Dollar Zuschuss gegeben, um ihr über die Runden zu helfen.«

»In bar oder per Scheck?«

»Bar. Zufällig hatte ich eine beträchtliche Menge Bargeld bei mir.«

»Was war ihr nächstes Ziel, als sie das Schiff verließ?«

»Das Hotel St. Francis. Ich hatte eine Suite dort bewohnt und eine Nacht im Voraus für sie bezahlt.«

»Fuhr sie mit ihrem eigenen Auto?«

»Nein. Ihr Auto stand im Parkhaus am Union Square. Eigentlich wollte sie mich selbst zum Hafen fahren, aber ich hatte Sorge, dass wir in einen Verkehrsstau geraten könnten. Ich bestand darauf, ein Taxi zu nehmen.«

»Ist sie mit demselben Taxi ins Hotel zurückgefahren?«

»Das nehme ich an. Sie bat den Fahrer, auf sie zu warten. Ob er das gemacht hat, kann ich nicht sagen.«

»Können Sie ihn beschreiben?«

»Ein eher dunkler Typ. Das ist alles, woran ich mich erinnere. Ein kleiner Dunkler.«

»Schwarz?«

»Nein, mehr der südländische Typ.«

»Was für ein Taxi war es?«

Wycherly stellte die mächtigen, tweedbedeckten Schenkel nebeneinander und schlug sie gleich darauf wieder übereinander. »Das weiß ich leider nicht mehr. Ich achte nicht auf solche Dinge.«

»Können Sie Phoebes Auto beschreiben oder mir das Kennzeichen nennen?«

»Ich habe das Auto tatsächlich nie zu Gesicht bekommen. Ich glaube, es ist irgendeine kleine Importmarke. Sie hat es in Boulder Beach gebraucht gekauft.«

»Ich finde heraus, wo. Und wie war Phoebe gekleidet?«

Sein Blick ging über meinen Kopf hinweg und heftete sich an den Stuckfries unterhalb der hohen Decke. »Rock und Pullover, beide braun. Ein hellbrauner Kamelhaarmantel. Braune Stöckelschuhe. Braune Ledertasche. Phoebe kleidet sich immer schlicht. Kein Hut.«

Ich zückte meinen Kugelschreiber und ein kleines schwarzes Ledernotizbuch, schlug die erste leere Seite auf, schrieb in die Kopfzeile ›Phoebe Wycherly‹ und unter den Namen ›Mutter – Catherine‹ sowie ›Freund – Bobby‹ mit Fragezeichen. Dann noch eine Aufstellung ihrer Kleidung.

»Was schreiben Sie da?« Wycherly beugte sich misstrauisch vor. »Warum haben Sie Catherines Namen notiert?«

»Ich mache Schreibübungen.«

Die Worte rutschten mir heraus. Er ging mir zusehends auf die Nerven.

»Was soll das heißen?«

»Nichts weiter.«

»Was fällt Ihnen ein, so mit mir zu reden?«

»Tut mir leid, aber Sie sind mir ziemlich auf die Pelle gerückt, Mr. Wycherly. Ich kann schlecht einen Fall übernehmen, wenn ich mich dabei nach den Launen meines Auftraggebers richten muss und in bestimmte Richtungen gar nicht erst ermitteln darf. Ich muss die Freiheit haben, allen Hinweisen zu folgen, die sich ergeben.«

»Aber Sie arbeiten für mich.«

»Noch habe ich kein Geld von Ihnen genommen.«

»Hier.« Mit grimmigem Grinsen, als verspürte er ein Stechen in der Brust, griff er in die Innentasche seines Jacketts. Mit der flachen Hand schlug er auf die Krokodilllederbrieftasche. »Wie viel?«

»Kommt drauf an, welchen Aufwand Sie treiben wollen. In der Regel arbeite ich allein, aber ich kann weitere Kräfte hinzuziehen – Einzelpersonen oder Organisationen überall im Land.«

»Nein. Wir warten erst einmal ab, ob das angezeigt ist.«

»Es ist Ihr Geld. Und Ihre Tochter. Haben Sie erwogen, sich an die Polizei zu wenden?«

»Ich habe mich gestern Abend mit unserem Sheriff hier beraten. Hooper ist ein alter Freund, hat früher schon für meinen Vater gearbeitet. Seiner Meinung nach würden wir nicht viel bewegen, wenn wir einfach eine Vermisstenanzeige aufgeben. Man muss schon ein Verbrechen vorweisen, scheint es, um den Leuten auf die Sprünge zu helfen.« Seine Stimme war freudlos und nahm auch keinen merklich anderen Ton an, als er hinzufügte: »Er hat mir Sie empfohlen.«

»Das war nett von ihm.«

»Er sagte, Sie seien für Diskretion bekannt. Ich hoffe, der Ruf ist gerechtfertigt. Ich möchte nicht, dass irgendetwas an die Öffentlichkeit dringt, und ich habe schon schlechte Erfahrungen mit sogenannten Privatdetektiven gemacht.«

»Was ist da passiert?«

»Ach, das tut hier nichts zur Sache.« Er hielt sich die Brieftasche vor den Bauch wie einen wärmenden Umschlag.

»Was verlangen Sie für den Anfang?«

»Fünfhundert«, sagte ich. Das Doppelte des Üblichen.
Klaglos zählte er mir zehn Fünziger in die Hand.

»Ich bin damit nicht gekauft, verstehen Sie? Ich fühle mich frei, allen Hinweisen zu folgen.«

Er brachte ein schiefes Lächeln zustande. »Soweit es die Diskretion gestattet, sicherlich. Ich möchte nur nicht, dass Catherine schändliche Lügen verbreitet über – nun, über mich und Phoebe.«

»Was für Lügen erzählt sie denn?«

»Bitte.« Er hob die Hand. »Catherine hat uns jetzt genug beschäftigt. Schließlich ist es Phoebe, um die es geht.«

»Na schön, sie kam also mit aufs Schiff, um Sie zu verabschieden, und von da an wissen Sie nichts über ihren weiteren Verbleib. An welchem Tag genau war das?«

»Die President Jackson ist am 2. November ausgelaufen. Gestern hat sie mich nach San Francisco zurückgebracht. Sobald wir angelegt hatten, habe ich versucht, Phoebe anzurufen. Ich war unruhig, weil ich keine Post von ihr bekommen hatte, aber da sie immer schon schreibfaul gewesen ist, war ich nicht so besorgt, wie ich hätte sein sollen. Sie können sich vorstellen, was für ein Schock es war, als mir ihre Zimmergenossin dann am Telefon mitteilte, dass Phoebe seit zwei Monaten nicht mehr da gewesen sei.«

»Hat die Zimmergenossin sich darüber keine Gedanken gemacht?«

»Doch, ich glaube schon. Aber sie hat sich mit dem Gedanken beruhigt oder beruhigen lassen, dass Phoebe bei mir sei. Sie dachte, behauptete sie, Phoebe hätte im letzten Moment beschlossen, die Kreuzfahrt mitzumachen.«

»Stand das jemals zur Debatte?«

»Ja, ich hatte Phoebe darauf angesprochen. Ich wollte sie gern mitnehmen. Aber das letzte Studienjahr am neuen College hatte gerade begonnen, und sie wollte sich voll darauf konzentrieren. Phoebe ist eine sehr ernsthafte junge Frau.«

»Und dann war da noch der Freund.«

»Ja, das spielte sicherlich auch eine Rolle.«

»Was hatte Phoebe über ihn zu berichten?«

»Nicht besonders viel. Anscheinend kannte sie ihn noch nicht einmal zwei Monate. Sie war erst im September nach Boulder Beach gekommen.«

»Ich kann sicherlich von der Zimmergenossin erfahren, wer er ist. Können Sie mir ihren Namen sagen?«

»Sie heißt Dolly Lang. Ich habe am Telefon mit ihr und auch mit der Vermieterin gesprochen. Zwei hohlköpfige Frauenzimmer, wie sie im Buche stehen, unfähig, den Ernst der Lage zu –«

»Name der Vermieterin?«

»Den habe ich nicht mitbekommen. Sie werden sie zweifellos vor Ort antreffen. Die Adresse in Boulder Beach lautet 221 Oceano Avenue. Das soll ganz in der Nähe des Campus sein. Und wenn Sie schon einmal da sind, wollen Sie wahrscheinlich auch mit einigen Leuten vom College sprechen, die Phoebe kannten – ihre Dozenten und Studienberater. Ich nehme an, Sie fahren heute noch nach Boulder Beach, da führt eine gute Straße durch die Berge ...«

Sein leicht hektischer Redefluss riss nicht ab. Ich wartete darauf, dass er sich erschöpfte. Wycherly war eine dieser Führungskräfte, die lieber anderen Leuten sagen, was zu tun ist, als dass sie selbst tätig werden.

Als er zum Ende gekommen war, sagte ich: »Sprechen Sie

doch selbst mit den Leuten vom College. Wahrscheinlich erfahren Sie von denen mehr, als ich es könnte.«

»Aber ich hatte nicht vor, dort heute hinzufahren.«

»Warum nicht?«

»Ich fahre nicht Auto. Mir ist nicht wohl am Steuer. Ich bin einfach skeptisch, ob ich immer alles richtig mache.«

»Ich bin eher immer bei allen anderen skeptisch.«

Schweigen machte sich zwischen uns breit, zusammen mit einer Art muffiger Vertraulichkeit. Mir schwante, dass wir einander gerade so einiges über unsere Einstellung zum Leben verraten hatten.

»Sie können mit mir mitfahren, wenn Sie mögen«, sagte ich.